

A. Kiekebusch. Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin. Deutsche Urzeit I., herausgegeben von A. Kiekebusch und E. Norden. Berlin, Dietrich Reimer, 1923. Gz. 3 M.

Die beiden Herausgeber eröffnen mit diesem gut gedruckten und ausgestatteten Hefte eine Bücherreihe, welche sich die Aufgabe stellt, weitesten Kreisen das Verständnis für deutsche Vergangenheit zu erschliessen und so an ihrem Teil zur Wiederaufrichtung Deutschlands beizutragen. An solchen Schriften ist heute nachgerade kein Mangel, ja man könnte sogar von einem Ueberfluss sprechen, und es wird gerade auch in dem Geleitwort der Herausgeber auf „den Schund, der sich in letzter Zeit in geradezu gefährlichem Masse breit macht“, und den es mit gediegenen Darbietungen zu bekämpfen gilt, hingewiesen. Die Namen der Herausgeber sowohl als auch die der Verfasser des vorliegenden und der hoffentlich bald nachfolgenden Hefte bürgen von vornherein dafür, dass die Bücherreihe „Deutsche Urzeit“ dieses Programm auch wirklich einhalten und durchführen wird. Ob es gerade für die vaterländischen Nebenzwecke förderlich sein wird, als erste Lieferung statt der zusammenfassenden Darstellung eines grösseren allgemeinen Themas die ausführliche Beschreibung einer wenn auch noch so glücklichen und wichtigen Einzelausgrabung zu bieten, mag dahingestellt bleiben. Es ist dies aber auch mehr die Sache der Herausgeber als des Referenten, der das Gebotene zunächst an und für sich selbst, abgesehen von den besonderen Zwecken der Darbietung, zu werten hat. Und da darf man denn diese Veröffentlichung nur willkommen heissen und ihr eine möglichst grosse Verbreitung gerade in „weiteren“ Kreisen, die sich für vorgeschichtliche Ausgrabungsarbeit interessieren, wünschen. Denn sie ist, um es gleich zu sagen, nicht mehr und nicht weniger als eine sehr nützliche Anleitung zum Ausgraben und Beobachten im Gelände. Der Verfasser, der sich selbst als Schüler der vorbildlichen Ausgräber von Haltern, vor allem C. Schuchhardts bekennt, lässt in frischer, lebendiger Darstellung einen vollen Einblick tun in alle die Ueberlegungen, die der Ausgrabungsleiter anzustellen hat; er lässt den Leser mit voller Offenherzigkeit teilnehmen an allen Zweifeln und Bedenken, die sich während der Ausgrabungstätigkeit einstellen und einstellen müssen; er versteht es, ohne langweilig zu werden, die oft verwirrenden Einzelercheinungen, welche während des Ausgrabens auftreten, in ihrer natürlichen Folge miterleben zu lassen, und er weist mit Recht ganz besonders dringlich auf die Notwendigkeit hin, möglichst viele Zeugen aus Fach- und Laienkreisen heranzuziehen, solange die Ausgrabung noch im Gange ist, mit ihnen die Probleme zu besprechen, an ihren Widersprüchen und Einwänden zu lernen und das Auge zu schärfen. Alles dies sind sehr beherzigenswerte Ausführungen, welche namentlich den Vielen — Allzuvielen —, welche das Ausgraben als einen vergnüglichen Sport betrachten, zu dessen Ausübung es aber, ganz im Gegensatz zu allen anderen Sportarten, keiner besonderen Kenntnisse und Fertigkeiten bedürfe, nicht dringend genug zur Lektüre und Beachtung empfohlen werden können. Aber auch der erfahrene Fachmann liest nicht ohne jeglichen Nutzen diese Erörterungen, wenn ihm auch ein zehn Seiten langes Kapitel über den „Pfosten und das Pfostenloch“ (S. 29 - 38) vielleicht etwas überflüssig lang vorkommen wird. Nicht ohne Genugtuung jedenfalls wird der westdeutsche Forscher auf S. 29 lesen, dass in der Metropole der Intelligenz noch 1909 Zweifel und Bedenken gegen das „Pfostenloch“ überhaupt und Ähnliches bekämpft werden mussten, welche hierzulande schon seit einem Menschenalter überwunden sind. Aber der Widerspruch und Zweifel, der von gelehrter und ungelehrter Seite geäussert wurde, hat sich offenbar dort wie anderswo als fruchtbringend erwiesen. Er hat den Forscher zu immer schärferer Beobachtung, zu immer feinerer Ausbildung seiner Ausgrabungsmethode angespornt und ihm schliesslich die Mühe reich gelohnt. Die stolze Freude darüber spricht aus jeder Seite des Buches laut und deutlich zu uns, und wir wollen es nicht weiter bemäkeln, wenn der Uberschwang dieser selbstbewussten Freude stellenweise etwas aufdringlich wirkt.

Die schönen Ergebnisse der Ausgrabung bei Buch unweit Berlin sind wissenschaftlich ja längst durch die Veröffentlichungen von Kiekebusch in der Praehistorischen Zeitschrift II. 1910 S. 371 ff. und sonst bekannt geworden. Es handelt sich um die Aufdeckung bedeutender Teile eines Dorfes der jüngeren Bronzezeit mit zahlreichen gut beobachteten Hausgrundrissen, von denen eine Anzahl auch in diesem Heft wiedergegeben ist, wobei nur zu bedauern bleibt, dass auch hier die Veröffentlichung des Gesamtplans aus finanziellen Gründen nicht möglich war. Die Häuser sind sämtlich viereckig, wenn auch niemals rechteckig, was zweifellos auf dem Unvermögen der Erbauer, rechte Winkel abzustecken, beruht. Rundbauten sind nicht gefunden worden. Die Herstellung der Wände mittelst horizontal liegender Langhölzer, die von aussen durch senkrechte Pfosten gestützt und an ihnen befestigt wurden, führte von selbst zur viereckigen Grundform. Die Fugen der Wände waren mit Lehm verschmiert, von dem sich zahlreiche Reste gefunden haben. Die Grösse der Häuser ist sehr verschieden, 15 bis 60 Quadratmeter. Eine Reihe von Häusern hatte einen Mittelpfosten zur Stützung des Firstbalkens. Bei manchen Häusern waren einzelne Wände aussen von einer Reihe schwächerer Pfosten begleitet, die einen schmalen Vorraum, der natürlich auch noch vom Dach bedeckt war, abgegrenzt zu haben scheinen. Das Innere der Häuser zerfiel in den meisten Fällen in einen grösseren Hauptraum und einen kleineren Vorraum, der meist ebenfalls geschlossen ein zweites kleineres Zimmer, seltener eine nach aussen offene, aber natürlich auch gedeckte „Vorhalle“ gewesen ist. Merkwürdigerweise ist dies nirgends in der sonst so ausführlichen Einzelbeschreibung klar gesagt, obgleich nachher in der Zusammenfassung (Kap. X) daran wichtige Schlüsse geknüpft werden. Im grossen Hauptraum lag der Herd, meist aus Feldsteinen aufgebaut, daneben eine Abraumgrube, ferner Vorratsgefässe in den Boden eingelassen, Vorratsgruben und Webstuhlgruben mit Webergewichten. Abfallgruben umgaben auch die Häuser aussen, endlich ist in einzelnen Fällen eine Umzäunung des Hauses festgestellt worden. Eine grosse Menge von solchen Hausgrundrissen, die allerdings zum Teil deutlich verschiedenen Bauperioden angehörten, vereinigten sich zu einem ganzen Dorf. Von einer Dorfstrasse ist nichts gefunden, die Richtung der Häuser zueinander ist willkürlich; jeder baute, wie es ihm beliebte. Eine Ausnahme macht nur eine grosse Halle von 60 qm, neben der acht kleine Hütten in einer Reihe dicht nebeneinander lagen. Leider ist von dieser Anlage weder hier noch in der Praeh. Zeitschrift ein Grundriss gegeben. Das Dorf scheint plötzlich aufgegeben, aber nicht durch Feuer zerstört worden zu sein.

Die Einzelfunde weisen die Eigenart der sog. „Lausitzer Kultur“ auf. Es sind meist Tongefässe und Scherben, ferner Knochengeräte Steinwerkzeuge, spärliche Bronzegeräte, darunter ein Angelhaken und ein Messer, und einige Tonfigürchen und Reste von solchen. Von Nahrungsresten sind besonders zahlreiche geröstete Eicheln hervorzuheben. Der Verfasser weist den Bestand des Dorfes etwa der Zeit von 1200 - 800 vor Chr. zu und nimmt germanische Bevölkerung an. Das zugehörige Gräberfeld liegt auf dem entgegengesetzten (linken) Ufer der Panke. Es sind Brandgräber, deren Keramik mit der der Wohnstätten übereinstimmt.

Im X. Kap. fasst der Verfasser die „Bedeutung der Bucher Grabung für die Wissenschaft“ zusammen. Es werden da Probleme berührt, welche m. E. noch nicht genügend für die Darstellung vor einem breiterem Publikum geklärt sind. Gewiss ist eine grosse Ähnlichkeit zwischen den Bucher Häusern und dem altgriechischen Megaron vorhanden. Aber wenn die Beobachtung von Kiekebusch richtig ist, dass in Buch die die beiden Räume des Hauses trennende Querwand erst nachträglich in das einräumige Haus eingezogen ist, und die von ihm angeführten Beobachtungen sprechen sehr dafür, dann ist die Entstehung dieses Hausgrundrisses doch gerade umgekehrt wie beim Megaron, wo der Hauptraum mit dem Herd als das ursprüngliche, der Vorraum oder die Vorhalle als etwas nachträglich Angefügtes angenommen wird. Ob man da von einer „gemeinsamen Wurzel“ beider Haustypen reden kann, ist mir min-

destens zweifelhaft. Ich gestehe, dass mir die Notwendigkeit der Ableitung so ungeheuer einfacher Haustypen auseinander oder aus gemeinsamer Urform bisher noch nicht recht einleuchten will. So einfache Grundrisse können doch auch unabhängig voneinander entstanden sein, sobald für sie dieselben Bedürfnisse der Bewohner und dieselben technischen Voraussetzungen vorhanden waren. Die Ableitung des griechischen peripteralen Tempels aus dem gelegentlich mit Begleitpfosten auf einer oder der anderen Seite versehenen Bucher Haustypus ist mir vollends sehr problematisch, noch mehr die des Pseudoperipteros aus den Bucher Blockwänden mit vorgesetzten Holzpfosten, die wie „Halbsäulen“ wirken. Aber auf diese Frage noch einzugehen, würde hier zu weit führen; es findet sich wohl einmal Gelegenheit, dies an anderer Stelle zu tun.

Bonn.

H. Lehner.

Dr. Max Bernhart, Münzkunde der römischen Kaiserzeit. I. Band. Bibliographischer Wegweiser. Genève, Ars Classica, 1922.

M. Bernhart, Konservator der staatlichen Münzsammlung in München, beabsichtigt, im Verein mit Fachgenossen die Münzkunde der römischen Kaiserzeit nach neuen Gesichtspunkten zu bearbeiten und an Stelle von Cohens stark verbesserungs- und ergänzungsbedürftigen Médailles impériales ein deutsches, allen wissenschaftlichen Anforderungen gerecht werdendes Münzwerk zu schaffen. Es soll nicht nur in der Cohenschen Art eine Münzbeschreibung bieten, sondern daneben in gesonderten Bänden das Münzwesen der Kaiserzeit überhaupt, Vorder- und Rückseitenbilder und -umschriften, Geschichte der Münzstätten, Signaturen der Münzstätten, Bezeichnung der Offizinen und Emissionen unter den einzelnen Kaisern und Kaiserinnen, Münztechnik, Fälschungen behandeln. So wenigstens war ursprünglich geplant; ob und inwieweit sich unter den heutigen schwierigen Verhältnissen das Ziel erreichen lässt, steht dahin. Bis jetzt liegt der erste Band unter dem oben angeführten Titel vor. In 18 Abschnitten wird die Literatur über die Münzkunde der römischen Kaiserzeit in übersichtlicher Anordnung geboten unter den Überschriften: Allgemeines (Handbücher, Sammlungsverzeichnisse usw.), Schrift und Bild, Münz- und Geldgeschichte, Münzrecht und Münzverwaltung, Technisches, Damnatio memoriae, Restitutionen, Einstempelungen, Münzstätten, Fälschungen, Münze und Schule, Medaillons, Contorniaten, Tesserer usw., Kaiserreihe, Funde, Auktions- und Lagerkataloge, Zeitschriften. Bei dem weit verstreuten Material erhebt eine solche Zusammenstellung wohl niemals Anspruch absoluter Vollständigkeit; wünschenswert wäre u. a. ein Hinweis auf die nur in Museumsführer und -berichte aufgenommenen Münzfunde gewesen, sofern sie nicht auch in Zeitschriften beschrieben worden sind, z. B. den Münzfund vom Beginne unserer Zeitrechnung aus Cöln (BPM.) und den Münzfund aus Godesberg, vergraben nach 361 n. Chr. (BPM.); beide im Führer durch die antike Abteilung des Bonner Provinzialmuseums erwähnt. Ausser den beiden von B. angeführten Münzfunden von Niederbieber gibt es noch einen dritten von 793 Antoninianen usw. (BPM.), von Ritterling B. J. 120, S. 276, erwähnt und in dem angegebenen Museumsführer etwas ausführlicher behandelt. Ebenda findet man auch einige von B. nicht übernommene Angaben über römische Falschmünzformen aus Niederbieber. Auf solche Lücken hinzuweisen, entspricht einem vom Verf. geäußerten Wunsche. Ob freilich die neue Münzkunde bei dem ursprünglich geplanten Umfange grossen Absatz in Deutschland finden wird, möchte ich bezweifeln; sie erscheint in einem schweizerischen Verlag und die Kosten der weiteren Bände, für die teilweise eine reiche bildliche Ausstattung notwendig sein wird, dürften hierzulande kaum erschwinglich sein.

Bonn.

J. Hagen.